

# Inhalt

Begrüßung .....	11
Im Bann einer geheimnisvollen Insel .....	12
<b>Der kleine Tomai .....</b>	<b>15</b>
Jenseits des Sprachhorizonts .....	15
Wörterndes Gezwatscher .....	22
Der Klorohrbaum im Kohlenkeller .....	29
Schweigendes Sprechen .....	36
Löcheln, Licht und Länder jenseits der Morgenröte .....	42
Grenzen gibt's, die gibt's gar nicht .....	47
Der rot-weiße, klengschrankende Drohglocken-Bahnübergang ..	54
Der Spitzdosenjunge und seine Picknick-Plätzchen .....	57
<b>Allein in der Roten Gruppe .....</b>	<b>61</b>
Wandernde Taler und ein angebissener Abreißkalender .....	61
Der Arm, der einfach nicht brechen wollte .....	65
Straßenschluchten im Supermarkt .....	69
<b>Im Zeichen des »Rast ich, so rost ich« .....</b>	<b>75</b>
Tischender Turm am ersten Tornistertag .....	75
Fahrt ans oogige Ende der Welt .....	78
Löcher in verborgene Welten .....	81
Blutende Spielregeln .....	86
Betonfußball, bis die Fantabunten kommen .....	88
»Wenn du nicht bald mal spurst, kommst du ins Heim!« .....	93
Laut Tachogesetz vollzufahren bis 9999,9 km .....	96
Das erstarrte Fein .....	99
Im Skat gibt's ja doch eine Herz-4! .....	101
Die bizarre Zahl und der unheimliche Berg .....	104
Meine lehrerrot blutende Seele .....	106

Eiternde Sterne, Lichtjahre und langnullige Zahlen .....	109
Gießkannenflüsse in Toffelland .....	112
Das verlorene Autochen .....	117
Pfennige, Pilze und Perihel .....	121
Die weihnachtliche Passstraße zum Licht .....	125
Der Komet und die Kakteen .....	127
Tubukuai geht nun vorbei .....	130
<b>Mein Leben rund ums Mondmosaik .....</b>	<b>135</b>
In den Straßen des Gymnasiums .....	135
»Auf dassss Tor doch nicht, du Depp!« .....	140
Der Baumschubser .....	143
Im Tunnel der Polypen .....	145
Die tollen Tabellenbücher .....	149
»Dann spring doch!« .....	153
Gesichterlose, kachelreiche Kunstwerke .....	155
Urlaub im Alltag .....	157
Belächeltes Verblüffen .....	159
Sehnsüchte sind der einzige Wegweiser! .....	162
Kirchgang ohne Gottesdienst .....	166
Der Tag, an dem Adam und Eva sterben .....	168
Gruppenallein zwischen Fjord und Fjell .....	170
»Du musst dich da mehr durchbeißen!« .....	174
Bibliothekasyll .....	176
Der Pinselstrich .....	178
Die Hitformel aus 3:04 min Da diddley qa qa .....	181
Straßenwelten .....	185
Die »States of Japetus on Earth« .....	187
Aufbruch nach Amerika .....	190
Der Botschafter vom Saturn .....	195
Der durch null dividiert .....	198
Wo die Reise hingeht .....	203
Als die QE2 auf dem »Highway to Hell« zerschellt .....	206
JAPEL, das Grundgesetz des Lebens .....	212
Sprachliche Matroschkas und Fleischerhakenformeln .....	215

## Begrüßung

Liebe Leserinnen und Leser!

Indem Sie dies lesen, spricht der Junge vom Saturn schweigend zu Ihnen.

Auf seinem Weg von irgendwoher nach irgendwohin fühlt sich der kleine Junge irgendwarum anders als andere. Sein Leben ist geprägt von scheinbaren Widersprüchen. Er will die Welt entdecken, aber alles soll so gewohnt funktionieren wie zu Hause. Er sucht fruchtbares Land in einer Wüste und gerade Straßen mit vielen Kurven. Konkurrierende Sehnsüchte bestimmen sein Leben. Wie beim Regenbogen wird sein Leben erst dann bunt, wenn Sonnenschein und Regen sich vereinen.

Einerseits fasziniert der Junge seine Mitmenschen wie ein exotisches Zootier. Andererseits kommt er mit den Gefühlen seiner Mitmenschen nicht klar und sie nicht mit seinen. Man bewundert ihn wie den Mount Fuji in Japan. Bizarr und perfekt geformt, die allermeiste Zeit still und erhaben. Aber dieser Berg ist so, wie er ist, weil er auch hin und wieder ausbricht. Unbeherrschbar für die Mitmenschen. Schmerzhaft für den Jungen. Niemand weiß, dass der Junge ein Autist ist.

Autisten sind wie Inseln, wenn Gesellschaften die zusammenhängenden Kontinente darstellen. Inseln haben verschiedene Ausprägungen. Es gibt flache Koralleninseln und gebirgige Vulkaninseln, warme und kalte, große und kleine, feuchte und trockene, bizarr geformte, festlandnahe und festlandferne. Ihre einzige Gemeinsamkeit ist ihre Eigenschaft als Insel, das Sein als ein Stück Land, das vollständig von Wasser umgeben ist.

## Im Bann einer geheimnisvollen Insel

Frühlingshaftes, liebliches Vogelgezwitscher kündigt einen neuen Tag an. Und immer wieder gockelt es draußen. Das krächzende, kraftvolle Krähen ortsansässiger Dorfhähne umrahmt die Stille. Noch liege ich im Bett. In einem weißen, einfach eingerichteten Raum. Ich genieße dieses Konzert der Natur. Ich bin an einem ganz besonderen Ort. Einem Ort, der alles hat, was ich wirklich brauche. Und der alles nicht hat, was ich nicht nur nicht brauche, sondern was mich auch stören würde: brummender Lärm, menschliches Gezwascher, grelles Gewusel und großes, gewaltiges Gedöns aller Art.

Ich entbette und klamotte mich in rotblau, meinen Farben. Rotes T-Shirt mit weißen, strukturgebenden Schulterstreifen, blaue, eingetragene Jeans, hinten mit abgerundeten, aufgesetzten Taschen und einfacher Naht. Dann gehe ich aus dem Drinnen ins Draußen. Herrlich. Es himmelt azurblau. Die Sonne gleißt den Horizont. Was für morgenfrische, blütenbunte, intensive Farben, akzentuiert durch lange Schatten. Sie erinnern mich an eine Zeit, die längst vergangen ist. Wie ich als kleiner Junge gen Osten aus dem Küchenfenster schaute und wissen wollte, wie das Ende der Welt und das Land jenseits der Morgenröte aussehen. Damals gockelte es zu Hause genauso wie hier. Und die kahlen Bäume warfen bei Sonnenaufgang ihre langen Schatten auf das winterstarre, blassgrüne Land.

Vor einem halben Jahr habe ich begonnen, Geophysik zu studieren. Doch an der Uni wurden die neuguten Zeiten schnell zu altguten. Neugut deshalb, weil ich eine zweite Chance hatte, Beziehungen zu Menschen aufzubauen. Altgut deshalb, weil ich zwar die fachlichen Anforderungen des Studiums erfülle und es mir grundsätzlich gut geht, mir aber der Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen auch hier nicht gelingen will. Wieder stoße ich schnell an eine mysteriöse,

gläserne Mauer. Ich hatte gehofft, beim Studium Menschen kennen zu lernen, die so sind wie ich. Doch stattdessen spüre ich nach wie vor eine große Distanz zwischen mir und den anderen.

Nun blicke ich auf kleine Häuschen, weißgestrichene, flache Casas, die inmitten spitzgratiger, pechschwarzer Lava stehen. Und irrgartenhafte Fußwege, begrenzt von Lavahecken. Dort, wo keine Lava liegt, dehnen sich schwarzerdige Felder voller Kakteen aus. Niedrige Buschwälder aus ordnungsvoll gepflanzten Opuntien. Im Osten liegt das blaue Meer, im Westen das Vulkangebirge. Da, wo ich gerade bin, wollte ich eigentlich gar nicht sein. Ich bin aber froh, diesen Ort gefunden zu haben. Die erste warme Oase der Ruhe nach meinem Abitur. Mala auf Lanzarote.

Von hier breche ich auf, um zu verstehen, um mein inselhaftes Sein ebenso wie die ganze Insel Lanzarote kennen zu lernen. Besonders die Montañas del Fuego will ich sehen. Die Feuerberge. Als ich die Mondlandschaft am anderen Ende der Insel erreiche, erlebe ich ein gewaltiges Déjà-vu. Ich habe alle diese Berge in diesem Leben schon einmal gesehen, obwohl ich noch nie in meinem Leben hier war. Da bin ich mir ganz sicher. Da sind einfach viel zu viele Details, die ich wiedererkenne. Das hier, das ist kein normales Déjà-vu, nein, es ist strenger.

Diese Vulkanberge kenne ich! Dieser stahlblaue Himmel. Diese bizarren Formen und Farben. Ich spule mein Leben ab, begeben mich in meine interne Zeitmaschine, bis ich in meiner Kindheit geistig innehalte. Es ist Januar. Im Jahr 1975. Ja, jaaaa, jaaaaaaa. Das ... das ... das sind genau die spannenden Berge, auf denen damals so komische, kugelige Antennen standen. Die mit schillerndem Lärm grelle Blitze auf alle Menschen schossen, die sich ihnen näherten. Die oft auch aus Löchern im Boden ausgefahren kamen, um Forscher und Abenteurer am Besteigen des Vulkans zu hindern.

Ich erstarre. Denn ein Kindheitstraum geht in diesem Moment völlig unvorbereitet in Erfüllung. Damals mit neun Jahren wollte ich unbedingt dahin. Diese Berge selber besteigen. Ich kaufte Bücher, um mehr über solche geheimnisvollen Berge, Vulkane genannt, zu erfahren. Es war die Geburt einer Sehnsucht.

Und nun stehe ich tatsächlich inmitten der tollen, prägenden

Vulkanlandschaft aus dem mehrteiligen Film *Die geheimnisvolle Insel* nach einem Roman von Jules Verne. Er erzählt die Geschichte von Abenteurern, die im zentralen Vulkan der Insel die »Nautilus« mit ihrem »Herrscher einer versunkenen Welt« entdeckten. Ich konnte damals kaum abwarten, bis der nächste Teil endlich kam.

Die Handlung des Films: weitestgehend vergessen. Die menschlichen Charaktere: ganz vergessen. Aber diese Vulkanlandschaft! Jedes Detail ist noch da. Damals, im Januar 1975, erreichte mich die Sehnsucht nach Vulkanen, nach bizarren, übersichtlichen, weiten Landschaften. Nur deswegen habe ich diesen Mehrteiler damals gekuckt. Die Sache mit dem U-Boot im Vulkan: Schwachsinn. Aber diese Landschaften! Ich hätte damals nie gedacht, dass ich genau diese außerirdisch anmutende Vulkangegend einmal selbst zu sehen bekomme.

Wieder zurück in Mala verarbeite ich das Erlebte. Die Geschehnisse der letzten Jahre haben die Erinnerungen an ganz frühe Jahre zusedimentiert. Nun reißen die neuen Sedimente auf, es bahnen sich ganz frühe Kindheitserinnerungen ihren Weg an die Oberfläche, so als würde Magma die Sedimente der Vergessenheit durchstoßen. Ich stehe an einem Aussichtspunkt auf mein eigenes Leben. Dem ersten, nachdem ich meine Heimat, das Elternhaus, das Haus der Papamamas, verlassen hatte. Nachdem ich ausgezogen war, um die große, weite Welt zu entdecken.

Wie damals, am 3. Januar 1966, einem azurblauen Montag, als ich zu einer violettblaugrünen Uhrzeit, um 9:35 Uhr, direkt dem Licht der Welt ausgesetzt wurde, als ich meine körperliche Unabhängigkeit erreichte.

## Der kleine Tomai

### Jenseits des Sprachhorizonts

Ganz am Anfang findet eine Art Umstülpung statt. Da wird das Außen zum Innen und das Innen wird zum Außen. Als ich so in einer Zeit körpere, nehme ich wahr, dass ich da bin. Nach dieser körperlichen Ichung bin ich auch immer mal wieder weg und dann wieder da. Wie leicht und schwer. In den Momenten, wo ich so da bin, fühle ich mich als gefangen in mir selbst und schwer. Ich erlebe mich als ganz großes Gnubbel. Als ein Körper mit Gnubbeln. Denn irgendwann finde ich, dass da irgendwelche Gnubbel an mir baumeln. Was es ist, finde ich nicht heraus. Ich bin wieder weg und leicht und wieder da und schwer. Ich versuche, diese Gnubbel abzuschütteln. Es gelingt mir nicht. Sie gehören offenbar irgendwie zu mir. Ich bin wieder weg und ich bin leicht und ich bin wieder da und ich bin schwer. Und irgendwann stelle ich fest, dass ich diese komischen Gnubbel unter Kontrolle bringen kann. Und dann merke ich, dass irgendwas mich einhütet. Ich bin eingepellt. Ich ertaste diese Umpellung mit meinen Gnubbeln. Sie überallt um mich herum. Irgendwie. Ich benutze meine Gnubbel, um dagegenzustoßen. Um zu flattern, um zu zappeln.

Ich nehme ein grisseliges Schlierenspiel wahr. Und es sind so komische Vibrationen da. Wie fernes Gegrummel von Musik. Manchmal ganz regelmäßig, manchmal irgendwie durcheinander. Derweil wandern die Schlieren an mir vorüber. Sie verändern dabei ihre Form und Größe. Sie kommen heran und entfernen sich wieder. Körnige Schatten im Schlierenspiel ziehen durch. Die Schatten werden mehr und mehr, immer wenn ich da und schwer bin. Aber ich werde auch wieder

leicht, bin wieder weg. Alles bewegt sich über-, in- und durcheinander. Und wenn ich da bin, spüre ich, dass die Umpellung immer dichter an mich ranrückt. Und die Vibrationen kommen auch immer mal wieder, immer zweigig von oben hinten, ein anderes Schwer. Wie von außen. Ich bin weg und wieder da. Es schliert mich.

Die Vibrationen werden zunehmend dröhnend unangenehm. Es schliert mich weiter. Irgendwie bin ich immer enger eingepellt, und ich will irgendwie weg. Aber ich bin da. Gefangen in Materie. Und finde, dass es immer schwieriger wird, mit den Gnubbeln zu stoßen, zu zappeln, zu flattern. Die Umpellung spüre ich nun immer und überall. Und die Umpellung drückt mich, besonders zweigig von oben hinten. Von dort spüre ich nun auch ganz deutlich die Vibrationen. Immer zweigig, genau von oben hinten, das angstet. Und es schliert mich weiter. Ich bin weg und wieder da. Und wieder weg. Und wieder da. Die grisseligen Schlieren tanzen in mir weiter ihre Figuren. Das ist schön, sehr schön. Aber die Vibrationen angsten immer mehr.

Irgendwann unterscheide ich bewusst mehrere Arten von Vibrationen:

Die, die sich in sich selbst verstärken, das sind die fern bedrohlich Obenhintenen.

Die, die sich anregend anfühlen und irgendwie von fern kommen.

Die, die ganz nahe bei mir entstehen.

Und die, die ganz regelmäßig im Hintergrund ticken, immer.

Die anregend von fern kommenden und die ganz nahen steuern das Schlierenspiel. Und die fern bedrohlich obenhintenen sich in sich selbst verstärkenden Vibrationen beginnen zu dutummen, wummernd immer zweigig. Urplötzlich ist wie immer, wenn diese Vibrationen kommen, alles vorbei. Dann juchzt mich das verlässlich vorhandene beruhigende Schlierenspiel. Aber irgendwann beginnt es, auch von unten vorn dröhnend zu dutummen:

Du ----- tumm

Du ----- tumm – Du ----- tumm

Du ----- tumm – Du ----- tumm – Du ----- tumm

Du – tumm – Du – tumm – Du – tumm – Du – tumm – Du –  
tuhhhhmm – Du – tuhhhhhhmm – Du – tuhhhhhhhhmm –



Du – tuhhhhhhmmmm

Es dutummt immer öfter und angstet immer mehr. Die Umpellung erdrückt mich fast. Ich gubbele immer wieder dagegen, aber es wird schlimmer. Was ist das bloß?

Dann geschieht noch mehr angstendes Neues, als ich einmal ganz kräftig gubbele. Die Vibrationen, die sich in sich selbst verstärken, kommen ganz unmerklich tief dröhnend auf einmal ganz schnell näher und näher, ganz bedrohlich spürbar. Zweigig. Von oben hinten. Wie zwei große Halbkugeln nehmen sie mich dröhnend in die Zange. Es gibt kein Entrinnen. Ich bin da. Ich bin nicht mehr weg. Ich kann nicht mehr weg sein, obwohl ich weg will. Was passiert da? Ich bin voll da!

Das wummernde Dutummen der Vibrationen ist nun regelmäßig erst verstärkt, dann wieder schwächer. Es angstet mich sehr. Ich beginne zu kämpfen, um da zu sein.

Die Vibrationen hören nicht mehr auf. Ich gubbele stoßend dagegen, es soll aufhören, endlich. Doch die Vibrationen steigern sich in sich selbst ins Unermessliche. Auf einmal drückt mich die Umpellung zusammen. Ich kann meine Gubbel gar nicht mehr zappeln. Es ewigt, eigentlich kann ich nicht mehr da sein, aber ich bin da. So ergebe ich mich dem, was offenbar geschieht, ohne dass ich es beeinflussen kann.

Dann zerhackt sich das bisher stets fließende Schlierenspiel selbst in schneidend blitzige Zuckungen, die mich wahnsinnen. Schlagartig fahren dann die dicken Halbkugeln zurück. Schlagartig ist der schier unermessliche Druck weg. Zu meiner Überraschung ist auch die Umpellung weg. Stattdessen feinnadelt es. Von allen Seiten fühle ich mich geprickelt und gepiesackt. Und alle Schlierenspiele sind wie weggeblitzt. Für Momente ist stattdessen alles unermesslich grellkörnig schemig.

Ich bin da und habe noch immer panische Erstickungsängste, bis ich merke, dass alle Gubbel frei bewegbar sind, so gut wie noch nie. Und dass ich vor allem ein Gubbel habe, womit ich die vom Dutummen kommende Erstickung eigenmächtig beenden kann. Das gab es vorher nicht. Ich spucke und wääh los, was das Gubbel hergibt.

Es gibt jetzt zwei verschiedene Schlierenspiele. Das eine, das ich gewohnt war, als auch diese Vibrationen da waren. Es ist jetzt heller, schemig durchgekörnt. Aber da gibt es auch ganz neue Schlieren. Sie sind voller starrer Strukturen. Manchmal bewegen sich sogar Schlierelemente starr vor dem Hintergrund anderer. Und es erscheinen plötzlich neue Strukturen, obwohl sie eben noch nicht da waren. Das alte Schlierenspiel war stets beruhigend, während die neuen Schlieren sehr aufregen und angsten.

Ich habe aber zum Glück ein Gnubbel, mit dem kann ich zwischen alten und neuen Schlieren wechseln, das ging vorher nicht, da wusste ich gar nicht, dass ich so ein Gnubbel auch habe. So stelle ich fest, dass ich Gnubbel habe, die ich entweder sehen kann oder auch nicht. Die sichtbaren sind am weitesten von mir weg, man kann mit ihnen flattern, zappeln, strampeln und stoßen. Die unsichtbaren sind ganz nah bei mir. Die bin irgendwie ich. Was genau geschehen ist und warum auf einmal alles anders ist, bleibt rätselhaft. Und ich bin dauerschwer. Auch wenn ich immer mal wieder weg bin.

Ringsherum an mir ist alles weißweich. Das fühlt sich genauso an wie die Umpellung. Und es ist auch wie eine Umpellung. Aber man kann sie weggnubbeln, ohne dass sie immer gleich wieder zurückkommt. Die neue Umpellung drückt mich längst nicht so zusammen wie die alte. Und sie hat Stellen, wo sie nicht da ist.

Je öfter ich das neue Schlierenspiel sehe, desto mehr starre, feste, harte Schlieren entdecke ich. Manche sind grellhell. Meist aber sind sie richtig grellweiß. Immer mehr ganz gerade starre Schlieren kann ich erkennen. Sie bewegen sich gar nicht. Und die sind immer erschreckend unvermittelt ergnubbelbar. Damit sind sie groß und nah. Das angstet erst besonders. Deshalb wäähle ich immer wieder, um der Drohung etwas entgegenzusetzen. Um auszugleichen.

Immer wieder regelmäßig kommt es vor, dass das Sehgnubbel anscheinend nicht richtig funktioniert. Ich sehe, aber ich sehe doch nichts. Dann angsten mich starre, ganz grelle, gelbe, gerade Linien, die schwertstechend das Dunkel des Raums durchbrechen. Und wenn mein Sehgnubbel wieder funktioniert, dann sehe ich starre, weiße, dicke Linien, die von der weißweichen Umpellung ins Untenoben ge-

hen – oder umgekehrt. Davon sind viele da. Alle nebeneinander ergnubbelbar. Und überall. Die angsten auch.

Dahinter dichtdrücken oft weiße wedelnde Wesen. Manchmal kommen diese weißen Wesen auch von oben angstend rüber. Aber immer nur dann, wenn es hell ist. Und überall feinnadelt es immer mal wieder, ich zittere, wenn die Umpellung weg ist. Dann höhle ich mich in mein Wattewischelwuselweichweiß, um bald weg zu sein.

Alles, was mich anfassen will und an das Dutummen erinnert, angstet. Ich fühle mich den mich umgebenden riesigen Weißkittelwesen hilflos ausgeliefert. Die kommen aus einem fernen kleinen Schatten, sind erst verschwommen, wachsen immer schneller, bis sie ganz riesig vor mir sind. Dann sind sie sogar mit den baumelnden Gnubbeln ergnubbelbar. Ich wäähe mit meinem unsichtbaren Gnubbel.

Als das, was ich mich finde, und dort, wo ich mich finde, will ich nicht wirklich sein. Aber es gibt kein Entrinnen, ich fühle mich schwer und nicht mehr so leicht wie vorher, und ich fühle mich mitgerissen. Mitgerissen von einem unerbittlich dahinfließenden Strom, dem Strom der Zeit im Raum. Durch die in einer Zeitdimension gefangene Körperung wird meine Existenz, die Welt, nun erlebbar.

Immer wieder wäähe ich mit meinem Gnubbel, das dicht an mir ist. Und versuche, die alten Schlieren einzuschalten, um wieder in mir ruhen zu können. Aber meine Umgebung drängt sich stetig auf. Es weißt überall. Manchmal sehe ich auch ein rundes Schlierenmuster, das ganz komisch buntet und erstarrt scheint. Es bewegt sich nicht weich und sich selbst erzeugend, sondern abrupt oder gar nicht. Mal sehe ich es, mal nicht. Ich weiß nicht, was ich da sehe.

Manches ist ergnubbelbar, manches nicht. Es gibt in diesen starren, beunruhigenden Schlieren ein Nah und ein Fern. Und aus fern kann nah werden. Immer dann wird aus klein und leise auch laut und groß. Und aus nah kann fern werden. Dann wird aus groß und laut wieder beruhigend klein und leise. Schlieren kommen her und gehen weg.

Irgendwann begreife ich die starren grellen Schlieren als meine Außenwelt. Viel mehr noch, sie geben eine neue Struktur, eine neue Heimat. Aber die geraden Linien, die von der nahen untenen Umpellung bis ins ferne Oben gehen, die angsten noch immer. Man kann sie

ernubbeln, sie kommen von oben und gehen an mir vorbei nach unten. Sie markieren das Ende des Weichs, in dem ich bin. Ich sehe nicht nur ein Bild von meiner Welt, ich bin Teil des Bildes und das Bild ist um mich herum. Und es weißgrellt überall. Ja, meine neue Welt ist weiß, dann unsichtbar oder auch gilbweiß. So eine Weißung ist immer in derselben Reihenfolge:

Unsichtbar – gilbweiß – weiß – gilbweiß – unsichtbar.

Wenn es hell ist, dann weißt es. Die Unterpellung, die Umrandung, die Überpellung, die Wesen. Alles. So erlebe ich, dass es immer abwechselnd hell und dunkel ist. Wenn es dunkel ist, kann es auch plötzlich grellhell werden. Das kommt dann immer von dort, wo die gelben, ins Dunkel stechenden Linien sind.

Immer mal wieder dröhnen auch die Vibrationen. Irgendwie erinnernd in mir. Sie sind aber jedes Mal urplötzlich weg, wenn ich das Weichweiß erblicke. Und oben an der beruhigend weit entfernten Decke des Raumes flattert es drohend oder fleckt grauringplakatig.

Ich ergrabele alles, was ich ergrabbeln kann. Direkt über mir flattert das blassgelbe Oben. In langen, faltigen Schatten. Die starren Schlieren werden dinglich. Ich entdecke bunte Sachen um mich, die neugierig machen. Dann spaßt das Ergrabbeln. Während das Weichwuschelweiß weich ist, ist das Ergrabbelbare meistens hart. Und immer mal wieder zwatschert ein Weißkittelwesen. Das ist mal ganz nah, mal ganz weit weg. Dann höre ich es nur leise zwatschern oder immer lauter und dichter regelmäßig klackern.

Plötzlich kommt ein Tag, da verbuntet auf einmal alles. Ich finde mich zwischen buntplümeranten Umrandungen und Wesen wieder. Ich wäähe, was ich kann. Denn ich fühle mich erneut verloren. Wieder und weiter voll mitgerissen, mitgerissen von dem unerbittlich dahinfließenden Strom, dem Strom der Zeit im Raum.

Wo ist das Weißeweltweiß? Warum ist die weiße Welt nicht mehr da? Wo ist mein Wattewischelwuselweichweiß? Wo sind all die weißen Wesen, an die ich mich endlich gewöhnt hatte? Keine weißen knisterknirschenden Knitterkittel mehr! Kein Weißeweltgeruch mehr! Alles, aber auch alles anderst zunächst bedrohlich angstend.

Erst das Schlierenspiel, das erstarrte, und nun verbuntet die weiße

Welt. Statt Weißkittel nun Grellbuntplümerante und viel rauschiges, anscheinend nie endendes Gezwatscher der Wesen.

»Wäääääääh! – Wäh – wäh.« Nach vielem Gewäääh gibt es irgendwann endlich wieder ein Weißkittelwesen. Es entfernt die Untengnubbelumpellung. Und es gibt mir ein gefülltes Saugrohr mit weißem dicken Fettgnubbelwasser drin.

Das Verrutschen der Untengnubbelumpellung führt manchmal zu einem eigenartigen, erregten Kribbelgefühl, das in einem Würgen des umwindelten Gnubbels seinen abrupten Abschluss findet und das in sich selbst wunderschön angenehm ist. Aber oftmals kommt es vor, dass dieses Gnubbel in der Windel verknotet wird, ich deswegen wäähe, dann immer gleich so eine duftige Milchpulle nibbeln soll, was ich aber überhaupt nicht will. Dieses weiße Kittelwesen versteht mich genauso nicht, wie ich es nicht verstehe. Aber manchmal vielleicht doch.

Irgendwann nimmt mich das Weißkittelwesen und packt mich in ein anderes Weichwuschelweiß. Das geht ganz weit hoch vor mir. Und darüber sehe ich dann vorne nur eine blaue Fläche. Ich werde hoch unter dieser sich bewegenden Fläche woanders hingefahren. Wo in der blauen Fläche grüne Flecken an braunastigen Stangen im Wind wedeln. Und es gibt umsummende schwarze Kitzelpunkte. Und auf dem Weichwuschelweiß tanzen Schatten. Licht und Schatten flattern und wedeln über das Weichwuschelweiß. Und auf das flatternde, steile Dach über mir. Überall. Ich bin irgendwo, wo es dieses Flattern gibt, wo es diesen Dschungel aus raschelgrünen Flecken gibt, aus dem es Licht und Schatten schauert. Derweil bin ich ganz ruhig. Und es ist still. Stille, die nur unterbrochen wird von den summenden Kitzelpunkten und einem anschleichenden Rascheln, das von dort kommt, wo das Licht durch den grünfleckigen Dschungel schauert. Das Stoffweiß türmt sich vor mir auf, und hinter mir ist ein Stückchen gilbweiß. Und direkt vor mir Buntplümerantes. Und es wabbert, wenn ich mit den Gnubbeln zappele. Das Kittelwesen kommt aus dem Strahleblau über das Stoffweiß und zwatschert. Ich gulpe, gluckse, nutschere oder wäähe, je nachdem, was ich bin oder will. Aber das Kittelwesen zwatschert nur.